

Unsere Rede von Gott

Veränderungen des Bewußtseins – Veränderungen der Sprache

Über Jahrhunderte war Gott in unserer Sprache zu Hause. Sprache ist die pulsierende Mitte einer Kultur. Was die Sprache ausspricht, wird öffentlich. Sprache prägt das Bewußtsein. Die gesprochene und die geschriebene Sprache verbindet die Menschen einer Nation. Wen die Sprache mitteilt, der ist gegenwärtig. Wen die Sprache ausläßt, der verschwindet. Sprache ist Ausdruck, Mitteilung, Nachricht; Ausdruck des Verstehens, Mitteilung an einen Gesprächspartner, Nachricht von einem Geschehen, auch von einem Verhalten. Sprache spricht aus, erklärt, wertet.

Über viele Generationen diente „Gott“ als Erklärungsgrund der Welt. In der Hierarchie der Werte besetzte er den obersten Gipfel. Er war auf keiner Ebene ausgeklammert, ausgeschlossen, vergessen. Gott gehörte zur Kultur, zum Weltverständnis, zur politischen Geschichte, zu Familie und Volk, zum Selbstverständnis. Die Vorstellung eines Schöpfergottes, eines Helfer- und Richtergottes war denkerisch nicht an den Rand gedrängt. Nicht nur Pfarrer und Theologen, auch Mütter und Väter, Lehrer und Erzieher sprachen von Gott. Sie sprachen von Gott so, daß Kinder ihm vertrauten, Jugendliche ihn nicht nach den ersten Pubertätserfahrungen abstießen, daß ihn junge Menschen als ElternErbe und gesellschaftliche Mitgift ins Erwachsenenalter mitnahmen. Der familiäre Clan, Verwandte und Bekannte lebten im Bezugsfeld Religion. Das Bekenntnis zu Religion und das zu Gott waren identisch. Brauchtum und Denken überlieferten den Allmächtigen. Geachtet, gefürchtet, verehrt, gehörte der Schöpfer der Welt zur persönlichen Lebensgeschichte.

Der Sonntag war als Tag des Herrn auch der Tag der Menschen. Noch markierte nicht das Wochenende die Woche, nicht die Urlaubszeit das Jahr. Die Gliederung der Zeit war auf Heilige Zeiten ausgerichtet. Der Raum, in dem die Menschen wohnten, war noch nicht in Ballungsräume und Naturreservate eingeteilt, nicht zuerst auf Verkehrswege ausgerichtet. Technik und Wirtschaft hatten nicht ihren allmächtigen Rang. Machbarkeit beherrschte noch nicht das Denken der Politiker und der Wähler.

Schwund des agrarischen Bewußtseins

Heute kann schon ein Schüler die Welt ohne Gott erklären. Im Verlauf von wenig mehr als 100 Jahren sind die agrarische Welt und das agrarische Bewußtsein aus den Köpfen der meisten Zeitgenossen geschwunden. Heute reicht die technifizierte Welt bis ins Dorf. Von Regen und Dürre, von segensreichen Ernten im eigenen Landstrich hängt das Überleben der Bevölkerung nicht mehr ab. Lebensmittel werden produziert, haltbar gemacht, fabrikmäßig gelagert. Abgeholt werden sie von Verbrauchern im Supermarkt. Produktion und Konsum, Einkommen und Lebensstandard bestimmen das Bewußtsein, Herstellung, Angebot und Verkauf den Markt. Geschwunden ist die durch Jahreszeiten, Wachstum, Wettereinflüsse, Ernte erfahrene Welt. Fällt die Ernte eines Industrielandes in einem Sommer karger aus, freuen sich die Weizenfarmer in den USA. Der Verbraucher in einem Industriestaat spürt keine nachteiligen Folgen. Er leidet nicht Hunger. Er wird sich nicht einschränken. Er muß nicht ängstlich auf die Ernte des nächsten Jahres warten.

Der in biblischer Frühzeit nomadisch, später agrarisch erfahrene Gott ist in der Industriegesellschaft nicht mehr erfahrbar und auch nur schwer vorstellbar. Die Organisation der technischen Welt bezieht Gott nicht ein. Auf technische Produktion sind die biblischen Bilder ihrerseits nicht geeicht. Dennoch ist auch in der technischen Gesellschaft ein Verhältnis der Menschen zur Natur möglich, sogar nötig. Wenn Christen nicht nur sonntags an Gottes Schöpfung glaubten, hätte das politische Folgen. In Gesellschaften, in denen Produktion und Profitmaximierung vorrangig sind, verhalten sich die Menschen de facto als Gegner des in seiner Schöpfung gegenwärtigen Gottes.

Die Beziehungen der Menschen zur Religion haben sich verändert

Wie das öffentliche, so hat sich auch das individuelle Bewußtsein in wenigen Generationen folgenschwer verändert. Das naturwissenschaftliche Weltbild, wirtschaftliches Denken, Ansprüche auf Lebensstandard, Wertvorstellungen und öffentliche Rede beeinflußten das Verhalten und die Beziehung der Menschen zu Religion nachhaltig. Das Überleben hängt nicht mehr von der lokalen Ernte ab, die Lebenserwartung im Alter nicht mehr von der Familie, sondern von Rentenzahlungen. Nicht das Überleben in der agrarischen Gesellschaft wird gesucht, sondern ein langes Leben in Freiheit und Wohlstand. Die Arbeit „im Schweiße des Angesichts“ ist zur Arbeit im Stroß geworden. Kritisches und fragendes Denken besetzen das Bewußtsein. Unsere Abhängigkeiten sind andere geworden. Die Anbindung an den Schöpfer als Erhalter ist kaum mehr erfahrbar, die Beziehung zum Vatergott nicht mehr patriarchal vorgebildet. Sie ist offener geworden,

weniger eindeutig, von Anfragen durchsetzt. Der Gott, der zahlreiche Nachkommen versprach, war mit dem auf Nachkommen bedachten biblischen Mann verbunden. Die biblischen Zusagen von Milch und Weizen versprachen fruchtbare Täler. Die Offenbarungen kamen aus der Wüste, nicht aus der Stadt, aus dem Ungeschützten, nicht aus dem Versicherten.

Innerhalb weniger Generationen verwandelte sich mit den veränderten Verhältnissen das Bewußtsein der Menschen. Heute muß niemand mehr an Gott denken, wenn er die Welt erklärt. Der Schöpferglaube gehört nicht zum naturwissenschaftlichen Erklärungsgrund. Verstehen und Interessen sind anders ausgerichtet. Wohin einer blickt, Gott tritt nicht ins Bild. Wohin einer denkt, der Unendliche erscheint nicht.

Die Offenbarung war in eine Überlebensgesellschaft gesprochen

Die altjüdischen Verheißungen und die jesuanische Rede richteten sich an Arme. Nomaden, später Bauern, Handwerker, Tagelöhner mußten täglich um Wasser, um Brot und Früchte besorgt sein. Die Naturabhängigen batzen den Herrn der Natur um die guten Gaben. Sie erfuhren ihre Abhängigkeit täglich. Das Weltbild von Sonne, Mond und Sternen gehörte zum Naturerleben. Wir kennen weder eine solche Abhängigkeit, noch den Sternenhimmel über der Wüste, auch nicht die einsame meditative Stille. Die biblische Offenbarung war in eine Überlebensgesellschaft gesprochen. Väter und Söhne mit großen Namen empfingen sie. Die Gottesvorstellung wurde in der Familie, im Stamm weitergegeben. Sie bestimmte die Identität der einzelnen und des Volkes. Wir sind Bürger einer eher anonymen Massen- und Wohlstandsgesellschaft. Wer zum Einkauf rasch am Supermarkt vorfährt, den bedrängt kaum die Bitte ums tägliche Brot. Auch er hat Bedürfnisse, aber sie erinnern ihn nicht an Gott.

So haben wir Verstehensschwierigkeiten, wenn wir die Offenbarungszeugnisse der in Natur und Armut eingebundenen Menschen hören. Ihre Betroffenheit ist nicht die unsere. Wir kennen ihre Sorge um Landnahme und Wasserstellen nicht. Wenig interessiert den aufgeklärten Bürger ihre Hinneigung zu Baalskult und Ascheren. Fruchtbarkeitsgötter und -göttinnen beschäftigen unser Bewußtsein nicht. Unsere Vergötzungen sind anderer Art. Aber wir würden sie so nicht nennen, zumindest nicht öffentlich. In unsere Lebensverhältnisse dringen bedeutsame Sorgen und Bedürfnisse der biblischen Menschen nicht ein. Unsere Lebens- und Städtebilder, unsere Arbeits- und Freizeitbilder, die neuen Kultbilder und die Katastrophenbilder haben wenig gemein mit den ihren. Die durch Generationen mündlich überlieferte Offenbarung war an Nomaden und bäuerliche Menschen mit Überlebenssorgen gerichtet. Ihre Nähe zu Nachbarn, zu Tieren und Pflanzen war konkret, die Bedürfnisse waren überschaubar. Auch als die Überlieferungen

niedergeschrieben wurden, überlagerten abstrakte Vorgänge das Leben nicht, moderne Anonymität erniedrigte keinen.

An agrarisch lebende Menschen erging auch die jesuanische Rede. Wenn Jesus Sämanns- und Wachstumsbilder für das Reich Gottes gebrauchte, waren sie jedem Zuhörer verständlich. Die kargen Höhen wurden von Hirten geweidet, das kultivierte Land von Bauern bestellt. Bäume wurden in Gärten gehegt, See und Fluß von Fischern genutzt. Allgegenwärtig war die Sorge um Wasser, nicht Wasserverschmutzung. Von Quellen, nicht von Staudämmen war die Rede. Getreide, Öl und Wein wurden in ihrem Wachsen, ihrer Verarbeitung, ihrer Aufbewahrung sinnlich erfahren. Was reifte, ernteten die Hände. Die „Früchte der menschlichen Arbeit“ wurden von Hausgefährten in Gefäße gefaßt, im Haus gelagert, sparsam verbraucht.

Veränderte Verhältnisse verändern Bewußtsein und Sprache

Wenn sich die Beziehungen zur Wirklichkeit ändern, ändert sich das Denken, mit dem Denken die Sprache, mit der Sprache die Beziehung zu Gott. Der biblische Gott wurde in einer patriarchalen Gesellschaft geoffenbart. Wir leben in Formen (fast) gleichberechtigter Partnerschaft. Statt in Großfamilien mit ihrem Lebensschutz und ihrer sozialen Kontrolle leben wir in Klein- und Kleinstfamilien. Aus seßhaften Familien wurden mobile, schließlich Partnerschaften auf Zeit, von Familien losgelöste Singles.

Die Beispielrede vom guten Hausvater ist im Alten wie Neuen Testamente ein soziales Grundbild mit Ausstrahlung auf die Gottesvorstellung. Was vermag die Rede, wenn es diesen Hausvater nicht mehr gibt und er gar nicht mehr vermißt wird? Was vermag die Rede von einem Haus, wenn der Stadtmensch sich in Mietwohnungen eingerichtet hat und Wohnungen nach Bedarf wechselt? Was sagt die Rede vom Vater, wenn Männer gar nicht mehr Väter sein wollen, manche nicht einmal Erzeuger, wenn der Single als Aufstiegstyp propagiert wird, der Unabhängigkeitsmensch das sozial erstrebenswerte Muster vorstellt? Veränderte Lebensformen und Lebensbilder verändern alle Beziehungen, auch die zu Gott.

Unser Bewußtsein ist von dem in der Bibel berichteten in vielem getrennt. Wo maschinell, gar computergesteuert produziert wird, geht „die Frucht der menschlichen Arbeit“ nicht mehr aus den Händen hervor. Die Arbeitsformen haben das Leben anders strukturiert, das Verhalten verändert.

Auch für Menschen, die am Sonntag in die Kirche gehen, sind Versicherungen wichtiger als der (zu Recht gesprochene) Wettersegen. Nicht nur, wo der Boden karg ist, wird er chemisch gedüngt, sondern auch, wo höhere Wachstumserträge erzielt werden sollen. Der Mensch kann Fruchtbarkeit steuern. Unkraut wird weder dem Acker noch einem bösen Feind überlassen. Saatgutreinigung scheidet

unerwünschte Keime aus, Herbizide und Pestizide hindern ungewolltes Wachstum. Die Vorstellung von einem bösen Feind, der über Nacht kommt und Unkraut auf den Acker sät, käme heute niemand in den Sinn. Daß die Böden industriell durch Abwässer vergiftet, von überdüngenden Landwirten geschädigt werden, war zu biblischer Zeit nicht denkbar. Die Feinde des Bodens sind wir selbst, die Vergifter, manchmal sogar Vernichter von Nahrung auch. Für die Ausbreitung von Wüsten, die Verschmutzung und Austrocknung der Flüsse, sogar für Klimaveränderung sind vorab Menschen verantwortlich. Die Verantwortung gegenüber der Natur, auch für Wasser und Luft, ist politisch geworden.

Andere Mühen des Überlebens

Die Mühen des Überlebens haben andere Formen angenommen. Für die meisten Menschen geht es nicht um den Laib Brot für morgen, sondern um den Erhalt der Lebensenergie, des Arbeitsplatzes, der Lebensfreude, um die Fähigkeit der Zufriedenheit zum Leben. Die kommunal differenzierte, politisch komplexe Organisation der Gesellschaft wäre biblischen Menschen nicht vorstellbar gewesen. Organisierte Solidarität ist etwas anderes als empfohlene Nächstenliebe. Mitverantwortung für Menschen der „Dritten Welt“ ist mehr als Nachbarschaftshilfe. Viele Zeitgenossen verhalten sich nicht weniger moralisch noch weniger sozial als frühere Generationen. Aber Moral und Sozialität stellen andere Ansprüche. Manche pastorale Amtsträger neigen dazu, den Menschen fortwährend Fehlleistungen ins Schuldbuch zu schreiben. Aber viele Bürger brauchen mehr Ermutigung zum Leben als Anprangerung ihrer Schuld. Nicht alle können die von Kirche und Gesellschaft verlangten Leistungen erbringen. Die moralischen Verpflichtungen sind nicht jedem erfüllbar. Müssen sie dann aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen werden? Welchen Gott sollen Ausgeschlossene ehren?

Weil Arbeitsformen, Arbeitsanspruch, Freizeitmöglichkeiten und Verhalten mit Bewußtsein zu tun haben, haben sie auch mit Gott zu tun. Welches Menschenbild kann und will ein Prediger voraussetzen? Wie wird Gott von der Gemeinde angerufen? Unter welchen Bildern, mit welchen Bedürfnissen suchen Menschen Gott? Ist ihr persönlicher Gott der gleiche wie der kirchliche – oder decken sich ihre Gestalten nur in Teilespekten? Wie denken Pfarrer, wie Gemeindemitglieder („Laien“), wie Randständige, wie Intellektuelle von Gott? Unter welchen Voraussetzungen tritt unser Bewußtsein in Beziehung zu ihm? Was erwarten wir von Gott? Wo möchten wir ihm begegnen? Wo kommen wir ohne ihn aus? Wie gewinnt die Botschaft in unserem gesellschaftlichen Kontext Sprache? Wie kommt der sakrale Gott in die säkulare Welt? Betroffen werden wir erst, wenn wir in der Rede von Gott unsere Existenz erkennen.

Der Überlebenskampf eine Gottesgabe?

Von den Nöten des Überlebens berichten schon die ersten Seiten der Bibel. Gott, als Schöpfer vorgestellt, wird nach der Sündenfallgeschichte eindringlich als Bestrafer der Streit- und Schuldmenschen vorgestellt. In das Leben der Menschen tritt nach der Vertreibung aus dem Paradies die Selbstbehauptung, eine Aggressivität, die Mord nicht ausschließt. Die Überlebensgeschichte verlangt Lebenskampf. Dieser hat sich im Verlauf der Geschichte verlagert. Die Orte, Ursachen und Bedingungen der Auseinandersetzungen haben sich verändert. Menschen erklären, weil sie sich bedroht fühlen, andere zu Feinden. Sie kämpfen im zivilen Leben, bis sie ihren sozialen Rang markiert haben. Heute erfahren viele den Leistungsdruck als Überlebensdruck. Wer als Kranker unter Gesunden, als Schwacher unter Einkommensstarken leben muß, nagt (Glaube vorausgesetzt) an einer anderen Gottesvorstellung als ein Ingenieur, ein Beamter, ein Direktor. Wie fern bleibt dem Einkommensgesicherten die Erfahrung des Armseins? Kann er die biblische Botschaft an Arme verstehen? Nur, wenn er zur Kompassion, zum Mitleiden fähig ist, wenn Kompassion ihn durchdringt, wenn aus seinem Erkennen Handeln folgt. Doch auch der sozial Abgesicherte erleidet Existenzangst: Ängste des Scheiterns, Angst, daß er die geforderte Leistung nicht erbringen, seinen Standard nicht halten kann, Angst, daß er den inneren Frieden, die persönliche Freiheit, die Beziehung zu seinem Partner, das erwartete soziale Prestige nicht findet; Konkurrenzangst, Leistungsangst, Angst vor Krankheit und Versagen, Sterbeangst sind Armutserfahrungen. In vieler Hinsicht ist auch die moderne Gesellschaft eine Überlebensgesellschaft.

Ist der Überlebenskampf eine Gabe oder Zumutung des Schöpfers? Ist er eine Folge der menschlichen Natur oder der gesellschaftlichen Verhältnisse? Die in den biblischen Geschichten geschilderte Aggressivität stellt Fragen. Waren die Lebensumstände zu allen Zeiten so, daß Sanftmut zum Überleben nicht ausreichte, daß die Menschen ohne Selbstbehauptung nicht auskamen? Jesus hat entschiedene Gegenreden zu aggressivem Handeln ausgesprochen. Sein Gebot des Verzeihens und der Achtsamkeit für den Nächsten widerspricht jeder ausgeübten Aggressivität. Aber wie weit kann persönliches Verhalten ein politisches Muster abgeben? Ist die jesuanische Botschaft nur von einzelnen und durch geformte Gruppen realisierbar?

Das Gesetz Christi als Gottesbegegnung

Wo begegnet in dieser von den Menschen weiter gestalteten Schöpfungswelt Gott den Menschen? Wo sind Einlaßtore für Jesu Rede, wo Fenster für seine Gestalt? Wie kann in der Industriegesellschaft der Geist Christi erfahren werden? Welchen

Blick, welches Bewußtsein muß einer dafür entwickeln? Welche Beziehung muß er dem Konkurrenten, dem Überlegenen, dem Listigen zugestehen? Welche Nähe dem Kranken, dem Schwachen, dem Armen einräumen?

In biblischer Zeit schärfe die *Tora*, das durch Moses gegebene Gesetz, das Bewußtsein der Menschen von Gott und ihrem Nächsten. Wer sich an die Gebote hielt, verband sich mit dem Bundesgott, auch mit seinem Volk. Jahwe wurde gegenwärtig im individuellen und kollektiven Verhalten. Glaube drückte sich im Tun aus. Israels Gott war nicht nur einer, der Segen verhieß, sondern auch einer, der Gesetze erließ. Der moderne Mensch hat jenes Bewußtsein für das Göttliche in den mosaischen Zehn Geboten weithin verloren. Seine aufgeklärte Vernunft spricht ihm Selbstbestimmung zu und begründet seine Moral.

Jesus verlangte von den Seinen mehr als formale Einhaltung der Gebote. Sie sollten den Geist des Gesetzes verwirklichen. Sie sollten Gottesliebe mit achtsamer Nächstenliebe verbinden, Aggressivität und Gleichgültigkeit gegenüber dem Nächsten ablegen. Ihr Gesinntheit sollte in Offenheit für den Nächsten und für Gott sichtbar werden.

Die christlichen Völker haben sich von der Aggressivität der Menschheitsgeschichte nur selten befreit. Das Liebesgebot hinterließ in ihrer Geschichte nur geringe Spuren. Die historische Kenntnis der Kämpfe, Kriege und kollektiven Morde löste in der Moderne Zweifel an der Christlichkeit der Christen aus, Zweifel auch an der fürsorglichen Nähe Gottes. Die Auschwitzfrage als Theodizeefrage konnte weder von Juden noch von Christen befriedigend beantwortet werden. Ist Gott den sich autonom deklarierenden modernen Menschen im Verlauf ihrer Geschichte fremder geworden? Hat er sich von den Mächtigen zum Schaden der Opfer distanziert? Im 20. Jahrhundert mahnten Päpste wiederholt zum Frieden. Hätten sie die Friedensgegner direkter benennen müssen? Ist gegenüber der Aggressivität der Völker politische Vernunft wichtiger, effizienter als das Glaubensbekenntnis? Heute wissen wir, daß kein religiöser Glaube sich von politischer Vernunft trennen darf.

Moderne Erfahrungen registrieren nicht nur Verluste

Die Aufrechnung der Aggressivität an die Adresse des Gottes der Geschichte ist die alte Nörgelfrage (siehe Mephisto). Gottes Frage an uns ist die Glaubensfrage. „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht“, warnten die jüdischen Propheten. Angestrengt fragen Glaubende in der industriellen Welt, welche Beziehung sie zu Gott aufnehmen können, welche Präsenz Gott für sie haben kann. Einst glaubten Christen, daß er ihre monarchische Gesellschaft bejahe. Heute fragen Bürger, ob er die demokratische bejaht. Oder hält er zu unseren politischen Entscheidungen gleichen Abstand? Welche Beziehung sind demokratische Christen bereit, zur Gesellschaft einzugehen?

Unsere Erfahrungen sind anders ausgerichtet als die biblischen, auch anders als die der Zeit eines mittelalterlichen Reiches oder eines barocken Staates. Blockiert modernes Wissen biblisches Bewußtsein? Richten sich moderne Selbstbehauptung und moderne Besitzstände gegen die Botschaft des Evangeliums? Ist uns die Glaubensfähigkeit beträchtlich geschwunden? Dennoch erlitten unsere Erfahrungen nicht nur Schwund. Sie entwickelten sich auf unterschiedlichen Ebenen differenzierter, eindringlicher, selbstbewußster und dubbewußter. Auch unsere Geschichten verweisen auf den Glauben an das Leben. Auch unsere Erfahrungen können die Nähe Gottes bekunden. Auch unsere Bilder können Beziehungen zu ihm zeigen. Sie sind zu entdecken. Man muß für sie eine Sprache suchen, ihnen Ausdruck verleihen. Viele Zeitgenossen sind sensibel für den Geist Gottes. Viele suchen die Sicht auf Gott und den Frieden mit ihm. Viele erkennen die unüberholbare Bedeutung der jesuanischen Botschaft. Die Menschwerdung des Sohnes des Vatergottes bleibt das singulär herausragende Ereignis der Menschheitsgeschichte. Nicht wenige glauben an die Präsenz des österlichen Christus und seines Pfingstgeistes.

In den christlichen Gemeinden gibt es soziale Dienste für Arme, Kranke, Alte, für Asylsuchende und Obdachlose. Frauen und Männer der Hospizbewegung begleiten Sterbende. Christen setzen sich für Menschen in der „Dritten Welt“ ein, für die Freilassung von Gefangenen. Nicht nur in kultischen, auch in sozialen Diensten kommt jesuanische Präsenz zum Vorschein. Glaubensseminare sprechen eine Sprache, die die Botschaft nicht in Truhen von gestern sperrt. Der inspirierende Geist wirkt Verstehen, Mut, innere Freiheit, Frieden. Er weht, nicht nur, wo er wehen will, sondern wo er wehen kann. An sakrale Räume, Zivilisationsformen, intellektuelle Niveaus, programmierte Zeiten ist er nicht gebunden. Aber wer sich verschließt, vor dem macht er Halt.

Gott ist gegenüber jeder Lebensform frei

Gott ist gegenüber jeder menschlichen Lebensform frei. Sind wir Vielbeschäftigte aber frei für Gott? Wir sind fast durchgehend besetzt, besetzt durch Arbeit, besetzt durch Freizeit, besetzt durch Aufgaben, Interessen, Pläne, Vergnügen. Zeit ist Mangelware, unsere Aufmerksamkeit ist vielfältig, auch geteilt. Wir leben immer weniger in geschlossenen Gruppen. Wir gehören zur Masse, die an Orientierungsverlusten leidet. Einsager sprechen uns nonstop Nachrichten und Bedürfnisse zu. Unablässig vom Jargon genötigt, hört unser Bewußtsein immer weniger auf eine Stimme. Einfachheit und Unschuld sind uns abhanden gekommen. Die Rede von Gott muß mit einem Wust von Nachrichten konkurrieren. Das Unüberschaubare bedrängt uns. Anonyme Stimmen bemächtigen sich unserer Weltweit ist die Vermehrung der Menschen kaum mehr steuerbar geworden.

Liegt die unkontrollierte Vermehrung im Interesse der Schöpfung? Wird eine realisierbare Antwort von christlicher Seite gegeben? Die Menschen gestalten heute die Welt, wie das keinem biblischen Schreiber vorstellbar war. Das Neue zeigt sich nicht nur als Wissen, sondern auch in der Sprache. Die christliche Botschaft muß den Sprachkorridor passieren. Es genügt nicht, pastorale Fertigrede weiterzutragen. Immer mehr junge Menschen bleiben der Kirche fern, weil sie deren Sprache nicht mehr verstehen. Ihre Wahrnehmungen, Interessen, Fragen, Perspektiven, ihre Leiblichkeit, ihr geistiger Horizont finden kein Gegenüber, das auf sie eingeht. Die Sprache der Liturgie und der Verkündigung erreicht sie nicht mehr. Welche Sprache würde Jesus heute zu jungen Menschen sprechen? Zweifellos würde er die Erfahrungs- und Vorstellungswelt seiner Hörer einbeziehen, auf ihre Lebenssuche und Erwartungen achten.

Kommunikation setzt eine gemeinsame Sprache des Sprechers mit den Hörern voraus. Es genügt nicht, die biblische Gottesrede zu zitieren und in festgeschriebenen Begriffen weiterzureichen. Glaubensformeln haben in ihrem Entstehensprozeß – dem Bewußtseinsstand ihrer jeweiligen Zeit entsprechend – Klärungen und Verständigung herbeigeführt. Aber eine von der Gegenwart abgelegte Sprache stellt den Hörer vor Probleme. Jesus selbst hat eine erregend lebendige Sprache gesprochen.

Heutige Sprecher haben es schwer, den Vatergott akzeptabel, den Gekreuzigten verstehtbar, den Auferstandenen verständlich vorzustellen, seinen Heiligen Geist zu bezeugen. Aber die Welt- und Selbsterfahrungen der Hörer dürfen nicht ausgelassen werden. Bloße Wiedergabe von einstigen Ereignissen, stereotype Wiederholungen, umständliche Paraphrasen, bloße Beteuerungen leisten die Vergegenwärtigung nicht. Wie können liturgische Lesungen von der mit Grausamkeit verbundenen Befreiung israelitischer Sklaven aus Ägypten und dem mirakulösen Durchzug durch das Rote Meer heutigen Hörern eine Botschaft mitteilen? Wie kommen kritisch denkende Menschen über Kopfschütteln und Anfragen hinaus? Was geht sie diese Geschichte an? Welcher Art wäre ihre Befreiung? Genügen Lesungen alter Stammesgeschichten, die uns nicht betreffen? Was sagen Geschichten von Patriarchen, die kulturell unsere Väter nicht waren? Was teilen die schönen Hirten-Erzählungen Menschen mit, die in der Industriegesellschaft keine Weiden kennen? Wie erreichen uns die Wundergeschichten als Glaubenserfahrungen?

Biblische Erinnerung will unsere Gegenwart öffnen

Wie führt die biblische Erinnerung in unsere Gegenwart? Wie kann unsere Verantwortungs-, Schuld und Freiheitsgeschichte mit der biblischen Offenbarungsgeschichte verbunden werden? Wo kann der Gott des Siebentagewerks

präsent werden, wenn unsere Welterklärung nicht mehr auf ihn verweist? Wo findet die Gottesrede Einlaß, wenn die Nachrichtenwelt sie ausschließt, wenn Sprache und Zeichensysteme Gott auslassen? In der Nutz- und Spaßwelt zählt der Unsichtbare nicht. Hat die negative Theologie eine neue soziale Dimension bekommen, die Auslassung der Zeichen für Gott?

Die Geschichte Gottes muß weiter erzählt, seine Gegenwart liturgisch gefeiert werden. Wo biblisches Erzählen gelingt, bringt es die Menschen zu dem Erzählten. Aus dem Erzählten leuchtet das Einstige, aus der liturgischen Feier die Gegenwart des Gefeierten auf. Die aus einem anderen Bewußtsein niedergeschriebenen Geschichten müssen aufmerksam bedacht werden. Durch sie kommen die alten Menschheitsfragen von Schöpfung und Weisung, von Lebenskonflikten, Schuld und Heilung zu uns. Sie fragen aus ihrem Kontext unsere aufgeklärte Vernunft danach, was wir als Heil verstehen. In den Versen der Psalmisten klagt und hofft auch unsere Seele. Die erregenden Öffnungen des Bewußtseins von damals, die frühen Gründungs- und Deutungsgeschichten, die Gesetzesreden, die Prophetenreden, die Tröstungen und Verheißungen – und auch ihre Bedingungen – können uns noch immer betreffen. Exegetisches Wissen, spirituelles Verstehen, kreative Phantasie und kommunikative Sprache sind für ihren Transport in die Gegenwart notwendig. Kontext und Blickrichtung der biblischen Schriften sind modernen Menschen weithin fremd. Noch die Verhältnisse zur Zeit Jesu sind kulturell und historisch weit entfernt von den unseren. Die brennende messianische Hoffnung seiner Zeitgenossen ist uns nicht vorstellbar. Sie betrifft uns nicht wirklich. Ihre Interessen und Art der Lebensbewältigung sind nicht die unseren. Die Erfahrung von Speichel als heilender Kraft ist uns spontan nicht zugänglich. Man muß die Fremdheit der Erfahrung zulassen und neu entdecken.

Unsere Antenne für die Botschaft Jesu ist jedoch nicht einfach abgeschaltet, unser Eigenwille nicht einfach abtrünnig. Das überaus beanspruchte Denken und Fühlen ist auch hochsensibel geworden. Die einstige Stammesgesellschaft hatte ein individuelles Personbewußtsein wenig entwickelt. Auch in der späteren bäuerlichen Welt sprach man keine persönliche Sprache. Das Christentum als Schriftreligion hat, vor allem durch seine Übersetzungsarbeit, die Sprache entwickelt. Wo immer die christliche Religion lebendig war, war ihre Sprache vital. Auf christlichem Boden haben mehrere Phasen der Aufklärung die Sprache erweitert, das Ausdrucksvermögen differenziert. Neue Fragestellungen haben das Wissen vergrößert, vernetzt und verdichtet.

Naturwissenschaftliches Denken bildete vor allem das horizontale Bewußtsein aus. Verkümmert ist das vertikale, das die Beziehung zu Gott erkundet. In den biblischen Erzählungen begegnet dem Leser (Hörer) ein einfaches, naturales, auf das auserwählte Volk zentriertes, zu Gott hin offenes Bewußtsein. Jene Einfachheit des Denkens, verbunden mit der Unschuld der Worte, ging uns verloren.

Unser modernes Bewußtsein ist nicht nur äußerst begehrlich, sondern auch hinterhältig, mißtrauisch gegenüber einfachen Wahrheiten geworden. Wir haben unsere eigene List entwickelt. Auf Auserwählung sind wir nicht mehr aus, auf „Gnade“ nur schwer ansprechbar.

Unsere Beziehung zu Gott

Kulturelle Räume und geschichtliche Epochen entwickeln ihr eigenes Bewußtsein. Ob jede Epoche „unmittelbar zu Gott stand“, wie Leopold von Ranke im 19. Jahrhundert meinte, bezweifeln viele. Das Verhältnis von Heils- und Unheilsgeschichte ist schwer zu durchschauen, noch schwerer auf einen Nenner zu bringen. Vom römischen Kaiser hatte schon Jesus seine Gottesbeziehung getrennt, dessen Rechtsordnung hatte er gleichwohl bejaht. Wo einst der Kaiser für Ordnung sorgte, regiert die Republik. Sie hat als Regierungsform kein Gottesinteresse. Christen müssen die rechtmäßige Republik bejahen, die Welt mitgestalten und in ihrem Weltverhalten Gott dienen. Während das Gottesgedächtnis früher kollektiv und obrigkeitlich bewahrt wurde, bleibt es heute überwiegend den einzelnen überlassen. Die individualistische Aufklärung brachte auch Verluste. Die Vernunft ist erneut anmaßend geworden. Herrschsüchtig, auch intolerant hat sie das Bewußtsein zerstreut, verhärtet, abgeschottet, die Präsenz überlieferter Gottesbilder verdrängt.

Bewußtseinsarbeit ist immer auch Spracharbeit, Spracharbeit auch Gottesarbeit. Wem so viel Bewußtsein gegeben ist wie dem modernen Menschen, dem ist zuzumuten, daß seine Gottesvorstellung nicht bloß an naiven Vorstellungen gebunden bleibt. Das Nachdenken über Gott muß dem übrigen Bewußtseinsniveau entsprechen. Viele Zeitgenossen möchten den Glauben für geringe Mühe haben. Viele belassen ihre Vernunft bei naiven Vorstellungen. Nicht wenige haben in der Pubertät ihren Kinderglauben abgelegt, sich aber darüber hinaus nicht mehr ernsthaft biblisch kundig gemacht. Viele Kritiker stört die kritische jesuanische Einmischung in ihr Bewußtsein.

Wie kommen moderne Menschen in die Nähe des biblisch Gesprochenen?

Viele Zeitgenossen reagieren gegenüber einer autoritativ vorgestellten Gotteslehre empfindlich, sogar abweisend. Sie wollen auf eigenen Wegen den Lebensgott suchen. Menschen, die ihre Autonomie beanspruchen, nehmen gegenüber biblischen Geboten und kirchlichen Gesetzen, die in ihr Inneres greifen, rasch eine Abwehrhaltung ein. Die jesuanischen Grundgebote (Gottes- und Nächstenliebe) enthalten unwiderruflich die Beziehung zu Gott und der Welt. Gottes

Gnade will die Selbstöffnung und Duöffnung des Menschen entfalten. Wer heute unablässig auf moralischen Verfall verweist, sieht die Überlebensanstrengungen der vielen zu wenig. Wer Normen einklagt, sollte zuvor die Nöte der Betroffenen wahrnehmen. Junge Menschen wollen erkennen, daß Amtsträger nicht nur interessiert sind, sie auf Normen zu verpflichten. Sie möchten sich eingeladen wissen. Sie wollen den Wert, ja „Nutzen“ der Religion erkennen. Frauen wollen ihr Frausein-Dürfen im Gottesbild, ihr Frausein-Können in der männlich geprägten Kirche erkennen.

Die Rede von Gott vergegenwärtigt unsere Beziehung zu ihm, sie deutet unsere Existenz. Wie kommen freie und doch vielfach genötigte Menschen mit ihren Erfahrungen, Erwartungen, Nöten in die Nähe des biblisch Gesprochenen, wie mit der Last und List ihres Wissens in die Nähe des biblischen Gottes? Wenn heute immer mehr Menschen (auch Christen, ehemalige Christen, Randchristen) ohne Einbindung in die Autorität der Kirche ihren Weg zu Gott suchen, ist das auch ein Ausdruck der Enttäuschung und des Protests. Sie wollen sich nicht dogmatische Sätze vorsprechen lassen, ehe sie Fragen gestellt und ihr Interesse bekundet haben. Sie wehren sich gegen alles, was sie festlegt, beaufsichtigt, kontrolliert. Sie wollen auch nicht fortwährend in einer Sprache von gestern angeprochen werden. Es genügt ihnen nicht, mit Konservensätzen abgespeist zu werden. Viele denken an einen Wege-Gott, der ihre Neugier zuläßt, ihre Lebenslust bejaht. Sie denken, daß Gott, der ihnen dieses Leben zumutet, sie auch fragen läßt.

Kanonische Formeln sind notwendig und hilfreich. Sie befreien den Sprecher von der Sprachfindung, den Hörer von der Anstrengung, über jeden Satz neu nachdenken zu müssen. Sie befreien Sprecher und Hörer zum Gebet. In der katholischen Kirche waren Priester und Volk lange geschützt durch die lateinische Sprache. Aber festgefügte Rede kann austrocknen, sklerotisch werden. Dann verliert sie die Kraft der Mitteilung. Sprache ist nicht zeitlos. Wer im Namen Gottes spricht, dessen Rede darf nicht aus der Konserven kommen. Seine Wahrnehmung sollte offen, sein Denken weniger distanziert sein. Er muß die Achtung vor den Suchenden hörbar werden lassen. Worte können Worthülsen werden. Dann löst das Gesagte keine Impulse mehr aus. Die Rede bleibt steril. Religiöse Sprache darf das Bewußtsein nicht zudecken, sie muß es öffnen. Sie will nicht nur verwaltet und abgerufen, sondern auch gesucht und gefunden werden. Wo erinnernde, feiernde, botschaftliche Rede gelingt, teilt sie die reale Präsenz Gottes mit. Kommunikative Erfahrung wird Ereignis.